Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 16. Juni 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 48.

Der Graf von Bonneval.

1.

Von allen Söhnen des Limousin hat vielleicht keiner ein excentrischeres, bewegteres und an romanesken Ereignissen reicheres Daseyn gehabt, als Claudius Alexander Graf v. Bonneval. Er wurde um 1662 in dem Schlosse geboren, wovon er den Namen führte, einige Lieues von St. Yriein, aus einer alten, mit den Bourbons alliirten Familie. Als Colonel des Regiments von Latour diente er mit Auszeichnung unter Catinat in Vendome. Die unvorsichtige Heftigkeit seines Charakters, sein aristokratischer Starrsinn, seine scandalösen Tollheiten zogen ihm die Ungnade des strengen, nicht sehr duldsamen Ministers v. Chamillard zu; er nahm Dienste in der österreichischen Armee unter dem Prinzen Eugen mit dem Titel eines Generalmajors. In dieser neuen Stellung suchte er seine Apostasie durch Wunder der Tapferkeit vergessen zu machen; in Savoyen, in der Dauphine, in Flandern zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und große militärische Talente aus; in der Schlacht von Peterwardein entschied Bonneval den Sieg, doch brachten ihm diese Thaten gegen sein Vaterland kein Glück. Empört über den unbeugsamen Stolz des Prinzen Eugen suchte er größere Freiheit und größere Toleranz in einem Lande, wo man eben Freiheit und Toleranz nicht erwarten sollte; er ging nach Konstantinopel und nahm den Turban.

Der damals regierende Sultan Mahmud empfing ihn auf's Prachtvollste; an dem Tage, wo er seinen Glauben abschwor, ward Bonneval zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt und mit einer Menge Würden und Aemter bekleidet, unter denen das eines Cumbardji Pascha (Pascha's der Bombardiere) das wichtigste war; er gab ihm so ziemlich den Oberbefehl über die ganze Armee der Pforte. In seiner skeptischen Sorglosigkeit fühlte sich anfangs der Graf ganz behaglich; er diente dem Sultan mit derselben Tapferkeit, wie er früher Ludwig XIV. und dem österreichischen Hause gedient hatte; er trug den Turban, wie er den goldbordirten Generalshut getragen, er hatte ein zahlreiches Serail und Sclaven. Bonneval, der lockere Gesell von Versailles, der in den Garnisonsstädten so viel gelärmt hatte, Bonneval verrichtete auf's Pünktlichste seine Gebete und seine Absolutionen als ein guter und andächtiger Muselmann und, um das Werk seiner Bekehrung zu krönen, schrieb er ein Buch über die muhamedanische Religion.

Nach dem Tode Mahmuds nahm die Gunst, in welcher Bonneval bei Hofe stand, allmählig ab. Achmet Pascha, so hieß er seit seinem Abfalle, wurde vom neuen Sultan in sein Paschalik am äußersten Ende des schwarzen Meeres verwiesen; hier hatte er mehrere Jahre lang die nöthige Muße, über die Widerwärtigkeiten der Größe in der Türkei nachzudenken. Während des Feldzuges von 1693 gegen die Kaiserlichen ward er zurückberufen, sein Heldenmuth, seine strategischen Kenntnisse leisteten den Türken bei der Belagerung von Belgrad gute Dienste. Unglücklicherweise wurde bald darauf Friede geschlossen und der Cumbardji-Baschi mußte in die contemplative Ruhe zurückkehren, die seinem Wesen so wenig zusagte.

Im Jahre 1745 war Bonneval bereits weit in Jahren vorgerückt; er bewohnte ein altes Schloß von gothischer Bauart, das man gegenwärtig noch eine Stunde von Konstantinopel sieht; seine ungeduldige Thätigkeit hatte sich auf die Geheimnisse und gefahrvollen Intriguen des Serails geworfen, die nicht selten mit abgeschlagenen Köpfen und ewigem Gefängniß enden. Schon auf einigen leichten Verdacht, der sich gegen den Pascha erhoben, sprach man von Bonneval's bevorstehendem Sturze; man beschuldigte ihn der Lauheit im Glauben, man sprengte das Gerücht aus, er stehe im Begriffe nach Europa zu entfliehen und die Geheimnisse des türkischen Reichs zu verrathen. Der Graf wußte wohl, wohin dergleichen Beschuldigungen bei der hohen Pforte führten, er machte sich jeden Tag auf eine Katastrophe gefaßt.

An einem schönen Abende desselben Jahres 1745 ging Achmet in seinem prächtigen Garten mit einem Fremden spazieren, welcher die Blicke der Menschen zu scheuen schien. Es war eben die Stunde, wo der Muezzin zum letzten Male die Gläubigen zum Gebete ermahnt. Die Sonne ging unter, in ihrem Widerscheine funkelten die vergoldeten Kuppeln Stambuls, das man in der Ferne wahrnahm. Tiefe Stille herrschte in den düstern Alleen von Eiben- und Palmbäumen. Achmet schritt langsam einher; die Jahre hatten ihn sehr verändert; sein hoher Wuchs war gekrümmt, der lange Bart, der ihm auf die Brust niederfiel, schneeweiß, der Pelz, den er über sein Wamms von Goldbrocat trug, deutete auf die Gebrechen, welche eine Folge der Kriegsstrapatzen sind. Seine mit Diamanten überdeckte Hand stützte sich auf einen kostbaren Stock; trotz dieses kränklichen Aussehens konnte man dennoch an dem Feuer seiner Augen, in dem lebendigen Ausdrucke seiner Züge merken, daß sein Geist nichts von seiner ehemaligen Kraft eingebüßt.

Seinen Gefährten erkannte man für einen Juden, sowohl an dem Kostüm — er trug ein schwarzes Kleid mit gelber Mütze, — als auch an dem Ausdrucke von Habsucht und Hinterlist, welche der ursprüngliche Charakter seiner Nation zu seyn schienen. Er ging ehrerbietig hinter dem Pascha her; an seinem Gange, in seiner Haltung, in seinen Worten malte sich die niedrigste Unterwürfigkeit. Sie kamen an einen eleganten Kiosk, an einer abgelegenen Stelle des Gartens. Der Pascha ließ sich auf einen Divan nieder und gab dem Juden ein Zeichen, sich neben ihn zu setzen. „Hier laufen wir keine Gefahr, belauscht zu werden," sprach Bonneval, „auch hat Dich Niemand durch das verborgene Pförtchen eingehen sehen, wovon ich den Schlüssel habe." Der Jude verbeugte sich. „Was bringst Du mir für Nachrichten aus dem Serail," fuhr Achmet fort. „Du bist weiter nichts als ein Handelsmann von Galata, Du kannst bist zu den Frauen des Sultans dringen und weißt mehr von den Intriguen des Hofes, als ich Pascha und Großwürdenträger des Reichs!"

Ismael nahm den wichtigen Ton eines Mannes an, welcher eine wichtige Neuigkeit zu berichten hat. „Zulma, die Odaliske, welche Du dem Sultan zum Geschenk gemacht," antwortete er, „hat gestern vor Sr. Hoheit getanzt, und Se. Hoheit war zufrieden mit ihr!" Achmet riß einen Brillantring vom Finger und bot ihn hastig dem Juden dar, mit den Worten: „Das nimm für Deine Nachricht. Und Fatime, die Favoritsultanin, meine Feindin, was hat sie Dir gesagt, guter Ismael?" — „Fatime ist bleich geworden; allein der Sultan hat nicht darauf geachtet." — „Zulma wird Favoritin," rief der Pascha in die Hände klatschend, „Zulma wird nicht undankbar seyn, sie wird nicht vergessen, daß sie mir ihr Glück verdankt, und ich werde mit ihrem Beistande meine Pläne durchführen."

Hierauf verfiel der Pascha in tiefes Nachsinnen. „Indeß," fuhr er nach einiger Zeit fort, „müssen wir uns auf Alles gefaßt machen; hast Du eine Barke bestellt?" — „In zwei Tagen wird sie zur Abfahrt bereit seyn." — „Und der Steuermann?" — „Ein alter Renegat, der mehrmals zur See gedient, führt Euch bis Malta." — „Gut; Ruderer finde ich unter den deutschen und französischen Sklaven, die ich mit mir nehme; es komme ein günstiger Wind, Ismael; und, Dank Deiner Sorgfalt, ich lasse den Sultan und seine feigen Rathgeber sitzen." Er fühlte, daß er zu viel gesagt; sein Blick heftete sich mit dem Ausdrucke des Verdachts auf den Juden. „Deiner bin ich gewiß, Du weißt, daß, wenn Du mir treu dienst, ich Dich reicher mache, als irgend ein Kaufmann der Vorstadt Galata; verräthst Du mich aber," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „so finde ich wohl immer noch Zeit, Dir eine Kugel durch den Kopf zu jagen." Ismael erblaßte, doch schwur er bei dem Vater und der Mutter, der Pascha habe keinen treueren Diener, als ihn. — „Und der Sklave, um den ich Dich gebeten, der mich gegen das Ausspioniren meiner Feinde sicher stellen soll?" — „Ja, Herr," sprach der noch bebende Jude, „er ist da, an dem heimlichen Pförtchen des Gartens; es ist ein Franzose." — „Laßt ihn kommen."

Ismael entfernte sich und kehrte einen Augenblick nachher wieder zurück mit dem Sklaven; es war ein junger Mann von 25 Jahren, stark und wohl gebaut, mit redlichem Gesichte. Ismael bedeutete ihm, er solle niederknieen und warten, bis er angeredet werde. Achmet betrachtete ihn mit neugierigem Blicke. „Wie heißest Du?" fragte er ihn auf französisch. — „Cadet Blanchard." — „Aus welcher Provinz?" — „Aus dem Limousin." Der Pascha sprang vom Divan auf und drückte ihm die Hand. „Du bist der Mann, den ich brauche." Sodann sich gegen Ismael wendend: „Ismael, dieser Sklave wird von nun an meine Aufträge bei Dir ausrichten." Ismael trat ungesehen durch das Hinterpförtchen heraus, Achmet nahm Blanchard am Arm und zog ihn in den Garten: „Erzähle mir vom Vaterlande, erzähle mir besonders vom Limousin."

2.

Cadet Blanchard war ein stiller, aufrichtiger, junger Mann, der sich ganz zu der passiven Rolle eignete, die er zu spielen hatte. Jeden Abend begab er sich verkleidet zum Juden und stattete dann dem Pascha mündlich Bericht ab.

Das große Fest des Ramadan rückte heran; der Cumbardji-Baschi schickte sich an, es auf das Glanzvollste zu begehen; den Seraskier, den Bostangi-Baschi und einige andere Großen, die ihm trotz der drohenden Ungnade treu geblieben, hatte er zu einem Gastmahle geladen. Am Abende vorher begab sich Achmet in den abgelegenen Flügel, wo Blanchard wohnte, händigte ihm ein Kästchen ein mit dem Auftrage, es zum Juden zu tragen. Cadet Blanchard gehorchte. Bei seiner Rückkehr fand er Achmet, der seiner wie gewöhnlich harrte. „Nun, was sagt Ismael?" — „Er wird Eure Befehle vollziehen." — „Und das Kistchen?" — Blanchard nahte sich geheimnißvoll seinem Herrn: „Traut diesem Juden nicht," sprach er leise, „er öffnete das Kästchen in meiner Gegenwart, es war gefüllt mit Gold und Juwelen; hättet Ihr gesehen, wie sein Auge funkelte!" — „Glaubst Du, daß er mich verrathen könne?" rief der Pascha aus. „Du hast Recht; eine Judenseele, eine verkäufliche Seele! Und ich habe ihm mein ganzes Vermögen anvertraut!" Achmet stampfte ungeduldig mit dem Fuße; „aber es ist nicht mehr zu ändern! Der Jude ist meine letzte Hoffnung. Und er hat Dir nichts gesagt?" fragte er Blanchard. — „Doch; er sagte, der Vogel, welcher singe, habe den Vogel besiegt, der blos durch die Büsche flattere." Dieser Ausdruck war für Blanchard unverständlich; Achmet verstand ihn nur zu gut. „Also doch," sprach er zu sich selbst: „Zulma kann im Gesange neben Fatime nicht bestehen, und Fatime bleibt Favoritin. O ungeschickte Zulma, daß Du nicht besser singst!" — „Was kann Euch daran liegen?" — „Gott gebe, daß Du es nicht bald erfahrest."

Des andern Tages waren Achmets Gäste beim Mahle versammelt. Ein herrliches Mahl nach französischer Art war in einem großen Saale aufgetragen, durch dessen offene Arkaden man die Aussicht auf den Garten hatte; Sklaven gossen wohlriechende Wasser über die Platten aus; kleine Negerjungen wehten mit Fächern durch das Gemach; die Frauen des Harems spielten und sangen. Plötzlich ließ sich ein Geschrei vernehmen. Weiber und Sklaven stürzten weinend in den festlichen Saal; Spiel und Gesang verstummten. „Was ist zu thun?" rief der Pascha mit lauter Stimme. Niemand antwortete; aber ein reichgekleideter Mann erschien an der Thürschwelle, eine grünseidene Schnur mit goldenen Knöpfen an beiden Enden in der Hand haltend. Bei seinem Anblicke erbleichten alle Anwesenden; man erkannte in ihm einen jener Stummen, welche den Verurtheilten den Strang bringen, womit sie sich erdrosseln sollen. Die Gäste betrachteten sich schaudernd und schienen einander zu fragen, wem die schreckliche Schnur bestimmt sey. Der Stumme riß die Gesellschaft bald aus aller Ungewißheit; er trat langsamen Schrittes in die Mitte des Saales und legte den Strang ehrerbietig zu den Füßen des Pascha's nieder; seine Gäste athmeten auf. „Schönen Dank für den Vorzug!" rief der Pascha auf französisch und stieß zugleich einige derbe Flüche aus, die an seine militärischen Gewohnheiten erinnerten. Dennoch nahm er den Strang, küßte ihn und legte ihn auf's Haupt, zum Zeichen des Gehorsams, wie dies denn in solchen Fällen gebräuchlich ist. Der Stumme gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er habe einen Tag, seine Vorkehrungen zu treffen, und verschwand gleich einem Gespenste. Nun brachen die Thränen und das Schluchzen unter Achmets Leuten auf's Neue los. Nur die Gäste schwiegen und schienen eifrig zu wünschen, sich weit von dem Hause des zum Tode Verdammten zu befinden.

Der Bostangi-Baschi, die vornehmste Person unter den Anwesenden, stand auf und nahte sich seinem Wirthe: „Allah ist groß," sprach er zu ihm, „möge Muhamed Dich in sein Paradies aufnehmen!" Er gab seinem Sklaven ein Zeichen, ihm zu folgen. Nun brachen sämmtliche Gäste auf; einer nach dem andern trat vor Achmet und sagte ihm Lebewohl mit derselben stoischen Gleichgültigkeit. „Mögen die Houri's Dich die himmlischen Seligkeiten kosten lassen! — Möge Deine Seele glücklich über die Brücke gelangen, die schmal ist, wie die Schneide eines Säbels!" — „Und mögen Euch Millionen Teufel den Hals umdrehen für Eure Wünsche," schrie Achmet, als er allein war. Er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab, indem er die verhängnißvolle Schnur in den Händen rieb. „Also," rief er grimmig aus, „also bin ich nur deßwegen dem Tode so oft in der Schlacht entronnen, um mir hier selbst den Hals zuzuschnüren, weil es diesem Esel von Türken in den Kopf kommt!" Er faßte Blanchard beim Arme, zog ihn in einen Winkel des Saales, die übrigen verabschiedend. „Auf der Stelle begib Dich zu Ismael; Alles muß für die nächste Nacht in Bereitschaft seyn." Der Sklave schickte sich an zu gehorchen, als man dem Pascha meldete, alle Zugänge zum Pallaste seyen mit Janitscharen besetzt. „Der Sultan mißtraut meinem Gehorsam," sagte Achmet, „er hat Recht! das heimliche Pförtchen ist vielleicht noch nicht etdeckt; eile, Blanchard,

während es noch Zeit ist." Er führte ihn dahin; das Pförtchen war unbewacht; Blanchard entwischte, ein paar Pistolen im Gürtel verbergend, die ihm Achmet zu seiner Vertheidigung gegeben hatte.

„Mögen ihn alle Heiligen seines Vaterlandes beschützen," sagte der Pascha, der ihn entfliehen sah; „ist der Jude ein Verräther, so bin ich verloren!"

3.

Diese schreckliche Ahnung war nur zu gegründet. Ismael hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich der bedeutenden Reichthümer zu bemächtigen, die ihm waren anvertraut worden; er hatte den Sturz des Pascha's herbeigeführt, indem er dem Sultan den Plan zu dessen Flucht mittheilte.

Es waren seit dem Abgange des Sklaven kaum zwei Stunden verflossen, als ein Schuß fiel in einiger Entfernung vom Schlosse. Achmet, der in der Nähe geblieben, eilte an das Pförtchen und öffnete, und Blanchard, athemlos und mit Staub und Schweiß bedeckt, stürzte herein. In einiger Entfernung hinter Blanchard lag ein Janitschar, den er niedergeschossen; mehrere Soldaten desselben Corps setzten ihm mit Geschrei nach. Die Thüre schloß sich vor ihnen, ehe sie ihn erreichen konnten. — „Unglücklicher, was hast Du gethan," rief der Cumbardji-Baschi. Blanchard fiel erschöpft auf die Stufen. „Gnädiger Herr," rief er mit schwacher Stimme, „es ist Alles verloren; das Haus des Juden ist mit Soldaten angefüllt, ich bin hierher geeilt, um Euch zu benachrichtigen. Als ich in den Garten kam, traf ich den Janitschar, der mir den Weg versperrte, ich mußte ihn vom Halse schaffen." — „Aber weißt Du wohl," fuhr der Pascha verzweifelnd fort, „daß die Ermordung eines Janitscharen ein unverzeihliches Verbrechen ist? Weißt Du nicht, daß ich Dich selbst in den Zeiten meiner höchsten Gewalt doch kaum hätte retten können?" — „Wohlan denn, Herr," sprach der Sklave sich aufrichtend, „so sterben wir mit einander, für uns Beide ist nichts mehr zu hoffen." Achmet drückte ihm freundlich die Hand. „Du bist ein braver, trefflicher Bursche; ich schwöre Dir, entgehen wir der Gefahr, so werde ich Deiner Dienste nie vergessen." — „Denken wir nicht nicht mehr daran," erwiederte Blanchard. —

Gräßliches Geschrei ließ sich um den Pallast herum vernehmen; die Nachricht von dem Tode des Janitscharen hatte sich unter dessen Kameraden verbreitet; sie stießen drohende Verwünschungen aus und suchten die Thüren zu erbrechen. Auf dem Felde ringsum knallten Flintenschüsse als Signale; bald erblickte man einige der Wüthendsten, welche Leitern, aus der Nachbarschaft geholt, anlegten, um die Mauern zu ersteigen. Man brachte eilends dem Pascha die Nachricht. „Aha!" rief er mit einiger Munterkeit, „ein Sturm! nun wohl, wir wollen den Platz vertheidigen. Da wir einmal sterben müssen, so wollen wir wenigstens mit den Waffen in der Faust sterben, denn es ist besser," fuhr er fort, Blanchard anblickend, „als sich selbst zu erdrosseln oder vom Henkersknechte erdrosseln zu lassen." Er trat in den Saal, wo alle seine Leute versammelt waren. „Nicht mich allein wollen die Türken, es gilt Euch sammt und sonders; wollt Ihr Euch ohne Widerstand den Hals abschneiden lassen?"

Wir haben bereits gesagt, daß die meisten Sklaven des Pascha's Deutsche oder Franzosen waren, welche ihn auf seiner Flucht begleiten sollten, und die außer ihm keine Stütze hatten. Alle riefen muthig: „Wir wollen uns wehren, wir wollen kämpfen."

Der Tumult nahm zu. Achmet ließ seine Weiber an einen entlegenen Ort des Pallastes bringen, wo sie wenigstens gegen den ersten Anlauf der Janitscharen gesichert waren. Jeder bewaffnete sich, so gut er konnte, und man rückte in denjenigen Theil des Gartens, wo die Sturmleitern angelegt waren. Blanchard zog seinen Herrn auf die Seite.

„Gnädiger Herr," sprach er mit Thränen im Auge, „es ist unnöthig, daß so viele brave Leute wegen einer Mordthat umkommen, die ich allein begangen; haltet dieselben zurück, ich will mich den Janitscharen ausliefern; das wird sie beschwichtigen." — „Nicht doch, nicht doch," erwiederte der Pascha, „Du kennst die Türken nicht; erst werden sie Dir den Garaus machen und dann hinterher uns Alle zusammenhauen. Ich will einen so braven Burschen nicht aufopfern; wenn Du stirbst, so sollst Du mit mir sterben."

Schon erschienen einige Janitscharen auf der Mauer; die Kugeln zischten, der Kampf hatte begonnen. Plötzlich, ohne daß man die Ursache errathen konnte, stiegen die Angreifenden von den Leitern, das Geschrei verstummte, das Schießen hörte auf; Alles war ruhig um das Schloß herum. Der Pförtner des Hauptthores meldete, mehrere Große begehrten mit dem Pascha zu sprechen. Achmet fürchtete anfangs eine Falle; allein bald erfuhr er, daß die Besuchenden Niemand anders als seine Gäste von diesem Morgen seyen, der Bostangi-Baschi, und Achmet befahl, ihnen zu öffnen; er empfing sie in der Vorhalle, von seinen noch immer bewaffneten Leuten umringt.

Die neuen Ankömmlinge traten mit der ehrerbietigsten Höflichkeit auf den Pascha zu, die diesem von glücklicher Vorbedeutung schien.

„Gott erhalte die Tage des herrlichen Achmet," sprach der Bostangi-Baschi, indem er ihm die Hand drückte.

„Mögen sich die Segnungen des Propheten über ihn ergießen noch mehrere Jahre lang," sprach ein Anderer, indem er den Saum seines Kleides küßte. — „Was Wetter soll das heißen?" rief Achmet. Der Bostangi nahm aus den Händen eines Offiziers des Großherrn einen prachtvollen Kaftan, womit er seinen alten Freund bekleidete; sodann bedeutete er ihm, niederzuknieen, um das Schreiben des Sultans in Empfang zu nehmen, das er ihm einzuhändigen habe; es lautete also: „Der Großmächtigste ꝛc. an seinen treuen Diener und Freund, Achmet Pascha, Cumbardji-Baschi. Das Geschenk, das Du mir mit der schönen Zulma gemacht, ist mir sehr angenehm gewesen; Wir wollen nicht glauben, daß Du gesonnen gewesen, Unsern Dienst zu verlassen; Wir wissen, welche Bösewichter Dich verleumdet, und Wir stellen ihnen nach, sie zu bestrafen. Wir wollen Dir ferner Unsere Gunst bewahren u. s. w. Es gibt keinen andern Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet." Alle Anwesenden stürzten auf die Kniee und beugten die Stirn zur Erde. —

Einige Tage nachher schiffte sich Cadet Blanchard auf einem Schiffe ein, welches nach Bordeaux segelte. Achmet begleitete ihn zum Hafen.

An der Schaluppe angelangt, welche Blanchard abholen sollte, umarmte ihn sein ehemaliger Herr. „Und Ihr, gnädiger Herr, wollt Ihr nie Euer Vaterland, das Schloß Eurer Voreltern wieder sehen?"

„Nein," erwiederte der Pascha schmerzlich.

„Was soll ich Eurer Familie sagen?"

„Sage ihr, es gäbe in der ganzen Türkei keinen unglücklichern Sklaven, als den Pascha Bonneval."

Zwei Jahre später, am 24. März 1747, starb der Graf in seinem 76sten Jahre. Sein Grabmal ist noch in der Vorstadt Galata zu sehen.

Literarisches.

Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben von L. Erk, Lehrer der Musik am königl. Seminar für Stadtschulen, und W. Irmer, erstem Lehrer an der Dreifaltigkeitskirchschule in Berlin, bis jetzt 3 Hefte erschienen; Preis eines jeden .10 Sgr. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung.

Die eigentliche Volkspoesie verschwindet mit jedem Jahre mehr und mehr. In dem Maße wie die auf äußere und materielle Wohlfahrt gerichteten Tendenzen mehr und mehr in den Vordergrund aller Bestrebungen treten, und die europäische Gesammtkultur der gebildeten Stände auch die niedern Volksklassen tiefer und tiefer durchdringt, sterben die Blüthen der Volksdichtung und

Volksmusik, die sich sonst mit jeder Generation wieder erfrischten, allmählig ganz ab und ziehen vielleicht nur noch aus der Theilnahme der allertiefsten Kreise der Gesellschaft ein kümmerliches Leben. Darum verdienen die Männer Beifall und Theilnahme, welche jene unschätzbaren Denkmäler der eigenthümlichen Gefühls- und Sinnesweise einzelner Volksstämme jetzt, wo die mündliche Tradition derselben zu erlöschen beginnt, schriftlich der Mit- und Nachwelt zu erhalten suchen. — Unter den bisherigen Sammlungen von Volksliedern aber verdient die vorliegende, deren drittes Heft so eben erschienen ist, unstreitig den ersten Rang. Aus vielen Gegenden unsers Vaterlandes, aus dem Cölnischen, Clevischen und Bergischen, aus der Grafschaft Mark, der Umgegend von Münster, von Halle, Berlin, Stralsund, aus dem Elsaß, den Maingegenden, dem Odenwalde, selbst aus der Schweiz und Oesterreich haben die Herausgeber entweder selbst oder durch befreundete tonkundige Männer die Lieder mit ihren Melodien aus dem Munde des Volks gesammelt; und, was für den sinnigen Freund der Volkspoesie und Volksmusik dieser Sammlung einen besondern Werth gibt, ist, daß bei mehrern Texten und Singweisen auch die lokalen Varianten beigegeben sind. Nirgendwo sind die Melodien durch einzelne willkürliche Aenderungen der Herausgeber verfälscht, treues Wiedergeben des Vorgefundenen ist sichtlich überall als Hauptaufgabe festgehalten worden. Beim Durchgehen der Melodien erstaunt man zu sehen, wie mannichfaltig sie bei ihrer Einfachheit sind, und wie treu die meisten den gesammten Gefühlscharakter des Textes aussprechen. Der Text selbst aber läßt nicht selten in sehr ergötzlicher humoristischer Weise in die innersten Lebenszustände der niederen Volksklassen blicken, und könnte manchen Dichter lehren, in welchem Tone das eigentliche Volkslied zu behandeln sey.

Es steht zu erwarten, daß eine recht lebhafte Theilnahme von Seiten des Publikums die Herausgeber ermuntern werde, ihrer von bedeutenden Sachkennern in mehreren Zeitschriften bereits sehr günstig beurtheilten Sammlung eine größere Ausdehnung zu geben und uns bald wieder mit einem neuen Heftchen zu beschenken.

Leiden und Freuden eines Hagestolzen.

Leiden.

Der Beklagenswerthe! Er kehrt in sein Logis, man kann nicht sagen in seine Häuslichkeit zurück. Es mag sich immerhin dort Alles befinden, was er zur äußerlichen Bequemlichkeit nur wünschen kann — dafür hat seine Haushälterin gesorgt; aber dennoch hat sein Zimmer eine frostige Leere; die ganze Atmosphäre des Gemachs hat etwas Unheimisches, die sauber polirten und rund herum geordneten Stühle scheinen den Vorwurf auszusprechen, daß sie so unbenutzt dastehen; die Tische und das übrige Geräth prangen im frechen, überflüssigen Glanze. Alles ist kalt und trocken. Kein freundliches Gesicht lächelt ihm ein herzliches Willkommen entgegen, — keine liebliche Hand drückt die seinige — kein theilnehmender Blick erwiedert den, welchen er in dem öden Zimmer umherschweifen läßt. Er setzt sich nieder und greift nach einem Buche — er ist allein, es sitzt Niemand neben ihm, der seine Lieblingsstellen mit ihm liest — seinem Urtheile beipflichtet, oder es berichtigt — kein Auge ist da, in welchem er seine eigenen Gefühle lesen kann, er hat keine Zuflucht, als zu sich selbst — sein ganzes Glück muß von ihm selbst ausgehen. — Er wirft verzweiflungsvoll das Buch auf den Tisch, bedeckt sein Antlitz mit den Händen und bricht in Thränen aus. —

Freuden.

Der Glückliche! Er genießt alle Freuden des geselligen Lebens und trägt keine Kosten derselben. Er geht täglich in Gesellschaft, und ist nicht gezwungen, Gesellschaften wieder zu geben. Er bedarf keiner glänzenden Equipage, ein Kabriolet reicht für ihn hin. Hochzeits- und Taufkosten drücken ihn nicht. Modenhändler, Putzmacherinnen und Juweliere quälen ihn nicht mit Rechnungen. — Was aber mehr als alles Andere gilt, es gibt für ihn keine eifersüchtige Frau und keine böse Schwiegermutter.

Miszellen.

Am 9. d., Morgens 7 Uhr, ging die erste Lokomotive „die Jungfrau" auf der Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger-Eisenbahn von Magdeburg bis Schönebeck. Nachdem auf den Antrag des Gesellschafts-Direktoriums am 7. d. M. die bis Schönebeck ganz vollendete Bahnstrecke durch zwei Kommissarien der Königl. Regierung in ihren Einzelnheiten geprüft, auch die Vorkehrungen zur Sicherung des Publikums genau besichtigt waren, hatten genannte Herren Kommissarien zur vollständigen Erledigung ihres Auftrages es veranlaßt, daß die Bahn auch noch mit einer Lokomotive befahren würde, damit sie sich vollständig von der Tüchtigkeit des Baues überzeugten. In 22 Minuten wurde der Weg bis Schönebeck, und der Weg zurück in 17 Minuten zurückgelegt, obgleich die Maschine absichtlich fortwährend mit verhaltener Kraft arbeitete. Aller Anwesenden Urtheil fiel dahin aus, daß weder der Bau in seiner trefflichen Solidität, noch die Maschine in ihrer Eleganz und ihren Leistungen etwas zu wünschen übrig lassen. Da alle Lokomotiven auf hiesiger Bahn aus einer Fabrik geliefert werden, so dürfen wir erwarten, daß auch die übrigen von gleicher Tüchtigkeit sind, und wer die Solidität der Bahn bis Schönebeck gesehen hat, der wird mit uns die Ueberzeugung haben, daß unsere Bahn nach ihrer Vollendung eine der besten auf dem Kontinent seyn wird.

Unter der Aufschrift: „Reiseseenen" liefert das Journ. des östr. Lloyd den Bericht eines Reisenden, welcher auf einem Dampfboot die Reise nach Griechenland machte. Wie angenehm auf einem solchen Fahrzeuge die Fahrt zurückgelegt wird, mag aus folgender Stelle entnommen werden: „Von Corfu an ist die Reise nach Athen, ja durch den ganzen Archipel nur eine anmuthige Küstenfahrt, eine große Wasserpromenade. Leider legt man sie nur zu schnell, ja ich möchte sagen, leider auch gar zu gefahrlos zurück. Wer darf sich heut zu Tage solch einer Seereise rühmen, die sonst für ein Ereigniß, ja oft für ein Heldenstück galt. Wenn man Monate lang in schlechten unreinen Schiffen allen Wechselfällen von See, Wind, Wetter, Entbehrung, Mäusen, Ratten und Piraten Preis gegeben war, hatte man doch ein Recht sich mit Beschwerden zu brüsten. Jetzt genießt man nur das Vergnügen, sich beneiden, nicht auch, sich ein wenig bewundern zu lassen, da man durchaus keine Gelegenheit zu Heldenthaten hat. Spielend wird man Hunderte von Meilen hingetragen, fliegt stolz und sicher an den Schiffen vorüber, die mit flatternden Segeln zum Aeolus um Wind beten, findet auf dem Dampfboote mehr Komforts, als man vielleicht daheim verlassen, schwebt entlang den Küsten der alten Welt, von wo uns die Götter Griechenlands winken, und ist, man weiß nicht wie, in Athen."

Nach der Mailänder Zeitung ist auf der großen Straße über den Splügen, sowohl auf der lombardischen, als auf der graubündner Seite die Wegräumung des Schnees beendigt worden, so daß mit dem 26. Mai diese ganze Straßenstrecke wieder fahrbar geworden ist, ohne zum Schlitten seine Zuflucht nehmen zu müssen. — Auch auf der Straße über das Stilfser Joch ist sowohl auf dem lombardischen, als auf dem tyroler Abhang bis zum 20. Mai die Wegräumung des Schnees vollbracht worden, so daß sowohl leichteres, als schweres Fuhrwerk jetzt diese Straße auf ihrer ganzen Länge befahren können.